

Flexibel, belastbar, sozial? : Zur Dynamik neoliberaler Psychologisierung im Zeichen von Resilienz

Autor(en): **Graefe, Stefanie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik**

Band (Jahr): **38 (2019)**

Heft 73

PDF erstellt am: **27.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-846988>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Flexibel, belastbar, sozial?

Zur Dynamik neoliberaler Psychologisierung im Zeichen von Resilienz*

Dass der Mensch im Neoliberalismus sein ganzes Leben unter die Maxime der (Selbst-)Vermarktung stellen soll, ist vielfach beschrieben und kritisiert worden. Dass diese «Anrufung» sich nicht darauf beschränkt, politische Rhetorik zu sein, sondern sich nachhaltig in den Köpfen, Gefühlen und Körpern der Menschen verankert hat, ebenfalls. Neoliberale Menschenführung – oder Gouvernemen-talität – ist immer auch und vor allem psychologische Menschenführung. Sie zielt auf das einzelne Individuum und macht es als Einzelnes nicht nur für sein Schicksal (gemeint ist: Markterfolg), sondern auch für die produktive Bewirt-schaftung der je eigenen Gefühle verantwortlich. Man soll nicht nur – wie eh und je im Kapitalismus – fleissig und diszipliniert sein, sondern darüber hinaus moti-viert, lernfreudig, konstruktiv, kreativ und – vor allem – allzeit flexibel. Wem das nicht einfach so gelingt, der oder dem bietet ein ausdifferenzierter Markt der Möglichkeiten eine Vielzahl von therapeutischen Dienstleistungen und Produk-ten an – von Coaching über Paarberatung und gewaltfreier Kommunikation bis hin zu einer kaum noch zu überblickenden Menge von Selbsthilferategebern. Jedoch stellt sich die Frage, ob und wie sich der Zuschnitt und die Modalitäten der Anrufung «guter» neoliberaler Subjektivität verändern. Ich möchte im Fol-genden zur Diskussion stellen, dass sich gegenwärtig eine Transformation neo-liberaler Menschenführung abzeichnet, wofür nicht zuletzt die zunehmende Popularität des Konzeptes der Resilienz symptomatisch ist. Die eingeforderte psychologisch gestützte (Selbst-)Vermarktlichung wird im Zuge dieser Trans-formation nicht unterbrochen, aber sie konfiguriert sich in bestimmter Hinsicht neu. Um dies zu zeigen, werde ich erstens, ausgehend vom Phänomen der arbeits-bedingten Erschöpfung, einige wesentliche Erkenntnisse aus der Debatte um die neoliberale «Therapeutisierung des Sozialen» (Anhorn/Balzereit 2016a) rekapitulieren, zweitens die dem Konzept der Resilienz eingeschriebene Logik erläutern und schliesslich, drittens, diskutieren, inwiefern es sich dabei tatsächlich um eine

* Ausführlicher sind die hier skizzierten Gedanken in der folgenden, voraussichtlich im Sep-tember 2019 erscheinenden Studie ausgearbeitet: Graefe, Stefanie: Resilienz im Krisenka-pitalismus. Wider das Lob der Anpassung. Bielefeld.

gegenüber dem Leitbild des psychologisch kompetenten Selbstunternehmers signifikante Verschiebung handelt.

Arbeit, Erschöpfung und Therapeutisierung

Ob Stress, Burn-out, Depression oder posttraumatische Belastungsstörung: Die gesellschaftliche Aufmerksamkeit für psychische Leiden ist hoch. Und das ist kein Zufall, rangieren psychische Störungen in der Hierarchie der Ursachen für Arbeitsunfähigkeiten doch seit Jahren konstant weit oben.

Arbeitsbelastungen resultieren typischerweise aus Steuerungsmechanismen, die das Leistungsprinzip durch das Erfolgsprinzip ersetzen und die Verantwortung für den Markterfolg konsequent in die einzelnen Beschäftigten hinein verlagern. Dabei handelt es sich aus Kapitalsicht um eine recht erfolgreiche Strategie, berücksichtigt man den messbar deutlichen Anstieg der Arbeitsintensität seit Beginn der 1990er-Jahre (Dunkel u. a. 2010) und den weiträumig bis dato ausgebliebenen Protest gegen die damit einhergehenden Zumutungen. Doch nicht nur die Anforderungen an das arbeitende Subjekt sind uferlos geworden, auch die Bedeutung von Gesundheit, die immer mehr als Synonym des «guten Lebens» schlechthin gilt, hat sich systematisch vergrößert (Wehling u. a. 2007). Dabei spielen insbesondere psychologisch fundierte Gesundheitskonzepte eine zentrale Rolle. Der Imperativ der beständigen Arbeit an den eigenen Gefühlszuständen ist längst «zum mehr oder weniger selbstverständlichen Prinzip der individuellen Lebensführung und der sozialen Organisation» geworden (Anhorn/ Balzerei 2016b, 24). Beide Entwicklungen zusammengenommen verweisen auf eine im Vergleich zum Fordismus signifikant veränderte Konstitution des (arbeitenden) Subjekts in der flexibel-kapitalistischen Gegenwartsgesellschaft, und sie laufen präzise dort zusammen, wo die erfolgreiche Bewältigung subjektiver Arbeit die «psychopolitische» Selbstbearbeitung des Subjekts (Rau 2010) strukturell voraussetzt.

Therapeutisierung bzw. Psychologisierung (Markard 2016) zielt darauf ab, dass die Subjekte ihr Verhältnis zu sich selbst unter Einsatz psychologischen Wissens expertengestützt managen und rationalisieren und dieses Selbstmanagement zugleich als Erweiterung und Entwicklung ihres je unverwechselbaren Selbst erleben. Zugleich sollen sie für ihre Probleme, Sorgen und Ängste die volle «Eigenverantwortung» übernehmen und auf diese Weise nicht zuletzt unter Beweis stellen, dass sie autonome Bürger*innen sind, die ihre Ansprüche auf soziale Sicherheit nur noch im Notfall an den krisengeschüttelten Wohlfahrtsstaat richten. So gesehen bietet Therapeutisierung «den Subjekten Techniken der Problembewältigung und Selbstbearbeitung» an, «die vor allem dazu dienen, sich in die ökonomischen» – und es wäre zu ergänzen: sozialpolitischen, kulturellen – «Verhältnisse einzuarbeiten» (ebd., 251). Dabei handelt es sich um einen Typ der

«Entpolitisierung», der auf die «Beförderung der Psychologie zu einer Art Leitwissenschaft» (Markard 2016, 238; siehe auch Illouz 2011) zurückverweist. Im Zuge dieser Entpolitisierung werden auch objektiv gesellschaftlich verursachte Problemlagen – von der Prekarisierung der Arbeit bis zur Krise der sozialen Reproduktion (Jürgens 2010) – vorwiegend als persönliche Probleme aufgefasst und verhandelt.

Vor diesem Hintergrund bezieht der sowohl betrieblich wie sozialpolitisch fest installierte Imperativ des Unternehmerischen seine Wirksamkeit aus der Gleichzeitigkeit der Drohung (mit sozialem Abstieg, ausbleibender Wertschätzung oder Exklusion) und der Verheissung (auf Selbstverwirklichung, Erfüllung, Erfolg). Die expandierende Therapie- und Beratungsindustrie fungiert dabei sowohl als Reparaturwerkstatt, in der die individuellen Ängste und Sorgen bearbeitet werden, wie als Wunschfabrik, in der das Subjekt sich in eine bessere Zukunft imaginiert (Traue/Pfahl 2016). In Aussicht gestellt wird, nicht zuletzt in den populären «systemischen» Beratungs- und Therapieansätzen, dass diese Zukunft durch das richtige, also therapeutisch angeleitete Handeln auch tatsächlich erreichbar ist – und zwar ausdrücklich auch dann, wenn nur «geringfügige Chancen bestehen, mit diesen Strategien tatsächlich Erfolg zu haben» (ebd., 255). Die neoliberale Therapeutisierung folgt somit letztlich der Logik des «cruel optimism» (Berlant 2011), die vom möglichen Scheitern der Wunscherfüllungen immer weiter angeheizt wird.

Zusammengefasst operiert Therapeutisierung als machtvolles Programm der angeleiteten Lebensführung dreifach: erstens über die «Entvergesellschaftung gesellschaftlicher Problemlagen» (Kury 2012, 297), zweitens über die «Reduktion des Gesellschaftlichen auf das Soziale, und des Sozialen auf das Individuelle» (Anhorn/Balzereit 2016b, 186) und drittens schliesslich über die «Optionalisierung» (Traue/Pfahl 2016) der eigenen Lebensplanung, das heisst die therapeutische Arbeit an den angeblich grenzenlosen eigenen zukünftigen Möglichkeiten. Kombiniert entsteht eine historisch neue und zugleich äusserst ambivalente Wertschätzung des Innenlebens der Subjekte; eine Wertschätzung, die das Subjekt als Unternehmer*in seiner*ihrer selbst adressiert und über die Steuerung seiner*ihrer Wünsche und Sehnsüchte an den kapitalistischen Verwertungsimperativ bindet.

Resilienz oder: Therapeutisierung 3.0?

Eine neuere Entwicklung in diesem Prozess der psychopolitischen Zurichtung des Subjekts stellt die intensivierete Arbeit an seiner psychischen Belastbarkeit dar, wie sie derzeit prominent im Zeichen von Resilienz verhandelt wird. Mit Resilienz gemeint ist eine flexible Widerstandsfähigkeit, die Arbeitnehmer*innen (aber auch Ökosysteme, Finanzmärkte oder Küstenstädte) in die Lage versetzt, mit chronischem Stress, Krisen und Schocks so umzugehen, dass es zu keiner nachhaltigen Beeinträchtigung kommt. Im Zusammenhang mit arbeitsbeding-

tem Stress und Überlastung fungiert Resilienz regelrecht als neues Zauberwort, das den Einzelnen in Aussicht stellt, die intensive Vernutzung ihrer Arbeitskraft unbeschadet(er) überstehen zu können. Aus Unternehmenssicht wiederum erscheint Resilienz als vielversprechender Ansatz zur Reduktion von kostenintensiven Arbeitsausfalltagen. Resilienztrainings, -coaching und -beratung im Kontext des betrieblichen Gesundheitsschutzes boomen (Faller 2013; Hurtienne/Koch 2017). Dabei sollen Beschäftigte lernen, mit ihren eigenen physischen, psychischen und sozialen «Ressourcen» so zu haushalten, dass sie auch längere Phasen extremer Überlastung und/oder Verunsicherung ohne nachhaltige Produktivitätseinbußen überstehen.

Glaut man der einschlägigen Ratgeberliteratur, dann zeichnen sich resiliente Subjekte durch ihre Fähigkeit aus, «emotional flexibel auf unterschiedliche Belastungssituationen reagieren zu können und je nach Anforderung den Erregungszustand herauf- oder herunterzuregulieren» (Fröhlich-Gildhoff/Rönnau-Böse 2015, 49); ausserdem dadurch, niemals «gegen das anzukämpfen, was ist» (Priess 2015, 7). Resilienz zielt zentral auf *Adaption*, das heisst auf die flexible Anpassung an sich rasch wandelnde und deshalb potenziell auch stets krisenförmige Umweltbedingungen. Vorausgesetzt wird dabei, dass Belastung ebenso unvermeidlich sind wie die Grenzen der Belastbarkeit verschiebbar: Das idealtypische resiliente Subjekt ist in der Lage, die notwendigen Ressourcen zur Stärkung seiner eigenen Belastbarkeit zu mobilisieren, und erhebt zugleich keinerlei Anspruch darauf, seine «Umwelt» (das kann, je nach Kontext, der Arbeitsplatz, der Betrieb oder auch die Gesellschaft sein) verändern zu wollen. Vielmehr begreift es sich selbst als *Teilelement von Systemen*, die in radikal unsicheren Umwelten um ihr Überleben kämpfen, weshalb sie auf die funktionale Adaption jedes einzelnen Elementes unbedingt angewiesen sind. Resilienz ist dementsprechend nicht nur ein rhetorischer Kniff, um Beschäftigte (noch) gefügig(er) zu machen, sondern zugleich Ausdruck eines spezifischen Organisations- und Subjektverständnisses, in dem der/die Einzelne als selbständig agierende organisationale Ressource aufgefasst wird.

Auch auf wissenschaftlichem Terrain und im Vokabular internationaler politischer Grossorganisationen (z. B. Weltbank, United Nations Development Programme, Internationales Rotes Kreuz) hat Resilienz bereits eine beeindruckende Karriere vorzuweisen (Weiss u. a. 2017; Schmidt 2014). Regieren im Zeichen von Resilienz bedeutet, Individuen und Kollektive darin anzuleiten, sich selbst als biosoziale Systeme zu begreifen, die sich flexibel einer radikal unsicheren Umwelt anpassen müssen. Im Kontext von humanitärer Hilfe und Entwicklungszusammenarbeit kann das beispielsweise bedeuten, dass man unter der Überschrift «Community Resilience» Gemeinden und lokale Gemeinschaften darin anleitet, ihre vorhandenen Ressourcen so zu nutzen, dass sie auch im Katastrophenfall stabil und funktionsfähig bleiben. Das mag im Einzelfall zwar durchaus sinnvoll sein. Verbunden damit aber ist ein grundlegender Paradigmen-

wechsel, demzufolge es nicht mehr um grundlegenden Strukturwandel im Sinne einer langfristigen Prävention von Krisen und eines Abbaus von Ungleichheit geht, sondern darum, dass bedrohte Bevölkerungen oder Bevölkerungsgruppen lernen, mit Krisen, Ungleichheit und Katastrophen zu leben – und dies auf eine für die Geberinstitutionen möglichst kostengünstige Weise (Merk 2017; vgl. den Beitrag Haegler in diesem Heft).

Resilienz als politisches Programm zielt nicht auf sozialen Fortschritt, sondern auf Akzeptanz des Unvermeidlichen. Zur Meisterschaft bringt es dabei, wer Krisen nicht bloss akzeptiert und bewältigt. Die für neuere Resilienzkonzepte charakteristische Affirmation von Unsicherheit nach dem Prinzip des «embracing risk» (O'Malley 2010) impliziert vielmehr die Annahme, dass die Zukunft so radikal ungewiss ist, dass man lernen soll, Krisen, Katastrophen und Traumata nicht als biografischen Einbruch oder Rückschlag aufzufassen, sondern, im Gegenteil, als Gelegenheit für (persönliche oder kollektive) Entwicklung und Wachstum. In diesem Sinne folgte beispielsweise auch die Politik der Troika gegenüber Griechenland einer Logik der Resilienz – auch wenn der Begriff selbst dabei keine Rolle spielte: Die griechische Bevölkerung sollte lernen, mit den angeblich unvermeidlichen drastischen Einschnitten in ihren Staatshaushalt samt allen Konsequenzen zu leben und dies als harte, letztlich aber überaus lehrreiche Folge ihres angeblich unangemessenen Lebensstils zu akzeptieren.

Der für neoliberale Gouvernamentalität so typische und paradoxe «grausame Optimismus» wandelt sich im Zeichen von Resilienz in die optimistische Beschwörung der Katastrophe. Treffend hat dies Judith Rodin, die ehemalige Präsidentin der einflussreichen Rockefeller-Stiftung, mit der schönen Formulierung von der «Dividende der Resilienz» auf den Punkt gebracht: «*Never let a good crisis go to waste.*» (Rodin 2014, 284, Hervorh. im Orig.) Hatte bereits Ulrich Beck die Risikogesellschaft als «katastrophale Gesellschaft» beschrieben, in der der «*Ausnahmestand zum Normalzustand*» zu werden droht (Beck 1986, 31, Hervorh. im Orig.), so radikalisiert sich diese Tendenz im Zeichen von Resilienz also insofern, als Katastrophen nunmehr als bedrohlich *und* innovativ zugleich aufgefasst werden sollen.

Daraus folgt auf der Ebene des Subjekts, dass der Zentralimperativ der neoliberalen Therapeutisierung – finde dich selbst, arbeite an deinen Potenzialen und steigere auf diese Weise deinen Marktwert, sodass du in Zukunft erfolgreich und glücklich sein wirst – im Zuge von Resilienz zwar nicht aufgegeben, wohl aber in spezifischer Weise neu akzentuiert wird: Begreife deine Umwelt als ebenso unsichere wie unverfügbare Systembedingung, in der du dich nur mit gut ausgebauten sozialen und emotionalen Kompetenzen bewegen kannst; stelle dich darauf ein, dass es immer schlimmer kommen kann als befürchtet – und nutze diese Einsicht als dein ganz persönliches Erfolgsrezept.

Postneoliberalismus und die Möglichkeiten der Kritik

Die gegenwärtige Konjunktur des Begriffs Resilienz wird von einer Reihe von Autor*innen als Indiz einer grundlegenden Krise neoliberaler Gouvernamentalität und zugleich als ein Versuch der *Antwort* auf diese Krise gedeutet (Walker/Cooper 2011; Neocleous 2013; Evans/Reid 2014). Hält man – wie ich es tue – diese Deutung für grundsätzlich plausibel, so stellt sich die Frage, was dies für das Leitbild des psychologisch kompetenten Selbstunternehmers bedeutet. Wenn das Subjekt als flexibel systemisch einsetzbares, biopsychisch komplexes (und eben deshalb auch verletzliches) Kompetenzbündel verstanden wird, wie gestaltet sich dann der Zugriff darauf? In Bezug auf die weiter oben skizzierten drei Merkmale neoliberaler Therapeutisierung lässt sich wiederum eine dreifache Tendenzverschiebung erkennen: Die Entvergesellschaftung wird durch die *Naturalisierung* von Gesellschaft als unverfügbare und grundsätzlich krisenförmige «Umwelt» verstärkt; die Individualisierung des unternehmerischen Subjekts wird von seiner Anrufung als *funktionales Element von Systemen* flankiert, und die auf optimierende Selbstverwirklichung abstellende, therapeutisch gestützte *Optionalisierung* wird ergänzt durch die Aufforderung, sich flexibel anzupassen.

Die drei Tendenzen verweisen zusammengenommen auf eine noch grundlegendere Verschiebung im Verständnis des Subjekts, die auch für die Frage nach den Möglichkeiten der Kritik bedeutsam ist: Dass Neoliberalismus ein radikales Individualisierungsprogramm darstellt, kann wohl als eine der zentralen Grundannahmen gegenwärtiger (linker) Gesellschaftskritik bezeichnet werden. Genau diese Annahme wird gegenwärtig fraglich, worauf nicht zuletzt die Popularität des Resilienzkonzeptes verweist. Zwar adressiert auch Resilienz zunächst das Individuum (und nicht die Organisation, das System, den Staat usw.) als verantwortliche Instanz für das je eigene Wohlbefinden, für Gesundheit und Erfolg. Aber eben nicht das Individuum als autonomes Handlungssubjekt, sondern das Individuum als funktionalen Bestandteil von Organisationen, Unternehmen oder weiteren (sozialen) Systemen. Ziel der Aufforderung etwa an stressgeplagte Beschäftigte, intensiver an der je eigenen individuellen Resilienz zu arbeiten, ist immer ihre bessere Anpassung an die jeweiligen Systemanforderungen. Genau genommen haben wir es im Zeichen von Resilienz deshalb weniger mit einer «Individualisierung» des Subjekts als vielmehr mit seiner strategischen «Dividualisierung» (Eversberg 2014) zu tun, das heisst mit der «*Zerlegung der Menschen und ihrer Lebenszusammenhänge* in einzelne, sub-individuelle [...] Bestandteile» (ebd., 26, Hervorh. im Orig.). Beispielsweise lernen belastete Beschäftigte in Resilienztrainings vor allem, zwischen ihren funktionalen (und folglich zu fördernden) und dysfunktionalen (und folglich zu externalisierenden) Kompetenzen, Ressourcen und Eigenschaften zu unterscheiden.

Die Individualisierung der Bewältigung systemrelevanter Krisenerscheinungen und Belastungen folgt im Kontext von Resilienz somit letztlich einer funktionalen und weniger einer normativen Logik. Ein resilientes Subjekt ist eines, das

zwar selbständig, nicht aber im Wortsinn autonom handelt: Zur kollektiven und/oder moralischen «Selbstgesetzgebung» mag es zwar theoretisch befähigt sein, aber diese Fähigkeit wird angesichts der Notwendigkeit beständiger Adaption an kontingente Umweltbedingungen zumindest verzichtbar, wenn nicht sogar gefährlich. Auch geht es weniger um eine auf die Realisierung der eigenen Wünsche abstellende «Selbstverwirklichung» als vielmehr um eine auf den Erhalt und die Steigerung von Funktionalität zielende «Selbstoptimierung» – und wo Wünsche und Funktionalitätsanforderungen in Konflikt geraten, obsiegt im Zweifel gemäss der Logik der Resilienz immer Letztgenanntes. Alles in allem werden Techniken und Praktiken der Therapeutisierung im Zeichen von Resilienz voraussichtlich noch stärker in den Dienst der Sicherung von Produktivität und Funktionalität der Einzelnen gestellt werden. Damit verlieren sie sukzessive ihr potenziell kritisches Element, können therapeutische Techniken doch die Einzelnen auch dazu anleiten, sich zu wehren oder konfliktfähiger zu werden. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, wie weit eine Kritik neoliberaler Therapeutisierung und Subjektivierung trägt, die zentral auf den radikalen Individualismus neoliberaler Programme abstellt. Die Dynamik der individuellen Responsibilisierung wird im Zeichen von Resilienz zwar nicht stillgestellt, doch sie folgt einer anderen Logik – nämlich einer, in der «das Soziale» gerade nicht ausgeblendet oder unterdrückt, sondern emphatisch affirmiert und selbst zur Ressource gemacht wird.

Angesichts dessen erscheinen mir schliesslich auch Anrufungen von Gemeinschaftlichkeit, sozialen Beziehungen, Commons, Care usw. als emanzipatorisches Gegenprogramm sowie Kritiken des autonomen (neo)liberalen Subjekts im Namen einer kollektiven Verletzlichkeit (z. B. Butler u. a. 2016) überdenkenswert: Das Soziale gegen den «kalten» neoliberalen Mainstream zu mobilisieren, liefert der sich neu formierenden postneoliberalen Gouvernamentalität möglicherweise genau die notwendigen Ergänzungen, die sie braucht, um geschmeidig funktionieren zu können (siehe Dyk 2018; Blühdorn 2018). Vielleicht müssen wir uns an den Gedanken gewöhnen, dass die individualisierende Zurichtung des autonomen Handlungssubjekts nicht mehr *die* zentrale Machttechnologie der Gegenwart oder Zukunft darstellt. Was das wiederum bedeutet oder bedeuten könnte, ist gegenwärtig alles andere als klar, doch so viel scheint sicher: Um eine beruhigende Aussicht handelt es sich nicht.

Literatur

- Anhorn, Roland / Balzereit, Marcus (Hg.), 2016a: Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit. Wiesbaden
- Anhorn, Roland / Balzereit, Marcus, 2016b: Die «Arbeit am Sozialen» als «Arbeit am Selbst» – Herrschaft, Soziale Arbeit und die therapeutische Regierungsweise im Neo-Liberalismus: Einführende Skizzierung eines Theorie- und Forschungsprogramms. In: Anhorn, Roland / Balzereit, Marcus (Hg.): Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit. Wiesbaden, 3–203
- Beck, Ulrich, 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt am Main
- Berlant, Lauren Gail, 2011: Cruel optimism. Durham
- Blühdorn, Ingolfur, 2018: Nicht-Nachhaltigkeit auf der Suche nach einer politischen Form. Konturen der demokratischen Postwachstumsgesellschaft. In: Berliner Journal für Soziologie 28 (1), 151–180
- Butler, Judith / Gambetti, Zeynep / Sabsay, Leticia (Hg.), 2016: Vulnerability in Resistance. Rethinking Vulnerability and Resistance. Feminism and Social Change; Workshop «Rethinking Vulnerability and Resistance. Feminism and Social Change». Durham
- Dunkel, Wolfgang / Kratzer, Nick / Menz, Wolfgang, 2010: «Permanentes Ungenügen» und «Veränderung in Permanenz». Belastungen durch neue Steuerungsformen. In: WSI-Mitteilungen 7, 357–364
- Dyk, Silke van, 2018: Post-Wage Politics and the Rise of Community Capitalism. In: Work, Employment and Society, 32 (3), 528–545
- Evans, Brad / Reid, Julian, 2014: Resilient Life. The Art of Living Dangerously. Cambridge
- Eversberg, Dennis, 2014: Dividuell aktiviert. Wie Arbeitsmarktpolitik Subjektivitäten produziert. Frankfurt am Main
- Faller, Gudrun, 2013: Mit Resilienz gegen Arbeitsstress? Eine konstruktiv-kritische Auseinandersetzung. In: Schröder, Lothar / Urban, Hans-Jürgen (Hg.): Anti-Stress-Initiativen. Impulse aus Praxis und Wissenschaft. Frankfurt am Main, 101–107
- Fröhlich-Gildhoff, Klaus / Rönna-Böse, Maike, 2015: Resilienz. München
- Graefe, Stefanie, 2015: Subjektivierung, Erschöpfung, Autonomie: eine Analyseskizze. In: Ethik und Gesellschaft 2. www.ethik-und-gesellschaft.de/ojs/index.php/eug/article/view/2-2015-art-3 (Abfrage 2.7.2019)
- Graefe, Stefanie, i. E.: Resilienz im Krisenkapitalismus. Wider das Lob der Anpassung. Bielefeld
- Hurtienne, Jörn / Koch, Katharina, 2017: Resilienz. Ein schädlicher Begriff für den Umgang mit Stress am Arbeitsplatz? In: Karidi, Maria / Schneider, Martin / Gutwald, Rebecca (Hg.): Resilienz. Interdisziplinäre Perspektiven zu Wandel und Transformation. Wiesbaden, 141–157
- Illouz, Eva, 2011: Die Errettung der modernen Seele. Therapien, Gefühle und die Kultur der Selbsthilfe. Frankfurt am Main
- Jürgens, Kerstin, 2010: Deutschland in der Reproduktionskrise. In: Leviathan 38, 559–587
- Kury, Patrick, 2012: Der überforderte Mensch. Eine Wissensgeschichte vom Stress zum Burnout. Frankfurt am Main
- Markard, Morus, 2016: Der Psychologie Grenzen setzen – oder: Zur Therapeutisierung des Sozialen. In: Anhorn, Roland / Balzereit, Marcus (Hg.): Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit. Wiesbaden, 225–248
- Merk, Usche, 2017: «Crisis is the New Normal» – Überleben in der Dauerkrise. In: medico international (Hg.): Fit für die Katastrophe? Kritische Anmerkungen zum Resilienzdiskurs im aktuellen Krisenmanagement. Giessen, 125–149

- Neocleous, Mark, 2013: Resisting Resilience. In: radical philosophy 178. www.radicalphilosophyarchive.com/commentary/resisting-resilience (Abfrage 2.7.2019)
- O'Malley, Pat, 2010: Resilient Subjects. Uncertainty, Warfare and Liberalism. In: *Economy and Society* 39 (4), 488–509
- Priess, Mirriam, 2015: Resilienz. Das Geheimnis innerer Stärke. Widerstandskraft entwickeln und authentisch leben. Mit 12-Punkte-Selbsttest. München
- Rau, Alexandra, 2010: Psychopolitik. Macht, Subjekt und Arbeit in der neoliberalen Gesellschaft. Frankfurt am Main
- Rodin, Judith, 2014: *The Resilience Dividend. Being Strong in a World Where Things Go Wrong*. New York
- Schmidt, Jessica, 2014: Intuitively neoliberal? Towards a critical understanding of resilience governance. In: *European Journal of International Relations* 21 (2), 402–426
- Traue, Boris / Pfahl, Lisa, 2016: Die (Psycho-)Macht des Therapeutischen und die Optionalisierung des Handelns. In: Anhorn, Roland / Balzereit, Marcus (Hg.): *Handbuch Therapeutisierung und Soziale Arbeit*. Wiesbaden, 249–261
- Walker, Jeremy / Cooper, Melinda, 2011: Genealogies of Resilience. In: *Security Dialogue* 42 (2), 143–160
- Wehling, Peter / Viehöfer, Willy / Keller, Reiner / Lau, Christoph, 2007: Zwischen Biopolitik des Sozialen und neuer Biosozialität. Dynamiken der biopolitischen Grenzüberschreitung. In: *Berliner Journal für Soziologie* 17 (4), 547–567
- Weiss, Matthias / Hartmann, Silja / Högl, Martin, 2017: Resilienz als Trendkonzept. In: Karidi, Maria / Schneider, Martin / Gutwald, Rebecca (Hg.): *Resilienz. Interdisziplinäre Perspektiven zu Wandel und Transformation*. Wiesbaden, 13–32

